

(hier gestorben 6. 7. 1476) — stand er durchaus an der Spitze der zeitgenössischen Mathematik und Astronomie und hat sich durch die Einführung des Studiums der Algebra in Deutschland und durch die Schöpfung der modernen Trigonometrie ebenso verdient gemacht wie durch die Herstellung sehr vollkommener astronomischer Instrumente, durch die Einführung des sogenannten Jakobsstabes in die Nautik und durch seine „Ephemeriden“, die Kolumbus und Vasco da Gama auf ihren Entdeckungsfahrten benutzten. Wir Franken haben allen Anlaß, zusammen mit seiner Vaterstadt dieses überragenden Geistes mit Stolz und Bewunderung zu gedenken. Sicherlich hätte der Frankenbund, den von früher her mit dem Heimatstadt Johannes Müllers so manche Fäden verbinden, nach seiner Art bei dem Jubelfest in Königsberg, wenn nicht zu dem Ruhm, so zur Würdigung des großen Gelehrten vom Gesichtsfeld der fränkischen Stammesseele aus ein wenig beitragen können, wenn ihm dazu irgend eine Möglichkeit geboten worden wäre.

Ein dritter Gedenktag war der 3. Juni 1936, denn an diesem jährte sich der Geburtstag Konrad Grübels zum 200. Mal. Handwerksmeister und Poet wie sein engster Landsmann Hans Sachs hat er bekanntlich, was in allen Literaturgeschichten steht, sogar die Aufmerksamkeit Goethes erregt und dessen — allerdings bedingte — Anerkennung gefunden. Was Goethe von seiner Mundartdichtung sagt, ist nur allzuberechtigt; Grübel war sehr glücklich in der Darstellung von allem, was auf der Ebene seines eigenen Lebens und unter dieser Ebene lag; zum Höherflug aber fehlten ihm die Voraussetzungen, ihm und seiner Mundart auch, die nun einmal, wie ich schon an anderer Stelle gesagt habe, nicht die Sprache „der nächsten Stände über ihm“ war. Überhaupt: es muß dabei bleiben, daß das Höchste in einem Volk und einer Kultur auch in der höchsten zur Verfügung stehenden Sprachform ausgedrückt wird. Davon abgesehen gehört aber auch zu dem der Mundart zugänglichen feineren Humor und zur einwandfreien Satire eine große seelische Überlegenheit, die die allerwenigsten Mundartdichter besitzen. Dies alles nicht vergessen, wollen wir doch dankbar anerkennen, daß der alte biederer Gläsermeister Grübel selbst noch uns Heutigen hin und wieder eine fröhliche Stunde bereiten kann, besonders wenn seine Worte von einem einwandfreien „Peiterlesbäum“ vorgetragen werden. Und jedenfalls hat er etwas vor vielen sogenannten Mundartdichtern heutigen Tages voraus: von „höherer“ Bildung nicht angekränkt, dachte er nicht zuerst hochdeutsch, um dann erst seinen Worten das Mundartmäntelchen umzuhängen — die große, geheime Schwäche von vier Fünfteln der heutigen Arbeiten auf diesem Gebiet. So schimmert durch den ganzen Staub des 19. Jahrhunderts von seinen Sachen immer noch etwas von frischer Natürlichkeit her. P. S.

---

## ♦ B ü c h e r t i s c h ♦

---

Josef Nadler, *Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes*. Mit einer Karte. 2. Auflage. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München. Wem Naders großes

Werk „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ schon bekannt war, der wird die Gedankengänge des vorliegenden Buches als ihm schon geläufig



begrüßt haben. Allerdings ist, was dort mehr zerstreut und gelegentlich ausgeführt wurde, hier gewissermaßen systematisch zusammengefaßt, und so reihen sich gerundete, fesselnde Bilder der deutschen Stämme aneinander; fesselnd auf jeden Fall, mag man auch in manchen Einzelheiten anderer Meinung sein und mag das Bild der deutschen Stämme, das Nadler gibt, auch insofern vielleicht ein wenig einseitig erscheinen, als der Verfasser ja natürlich in erster Linie von den schrifttümlichen Leistungen der Stämme ausgeht, die er selbstverständlich ausgezeichnet kennt. Was nun die Franken anlangt, so darf man sagen, daß sie von Nadler die „erste Note“ erhalten, und so wird kein Franke anders als mit Hochgefühl die Ausführungen eines Mannes lesen, der selbst zu Neudorf in Nordböhmen geboren wurde. Wie sagt er doch am Schluß des ihnen gewidmeten Abschnittes: „Dieser Stamm, beweglich, leichtblütig, heiter, fleißig und genüßfroh, dies Volk von geläufiger Zunge, von genialem Formvermögen, den Weltweiten aufnahmefähig geöffnet und um so breiter ausströmend, je weniger es von selbstgeschaffener staatlicher Form gebündelt war, hat dem Deutschen den großen geistigen Schwung gegeben, der deutschen Kultur weltbürgerliche Züge verliehen. Völkisch, staatlich, geistig leben wir alle von dem schöpferischen, durch Anmut gewinnenden, unhemmbar einströmenden fränkischen Wesen.“ Befremdlich klingt nur etwa der den Ostfranken gewidmete Satz: „Der Abstand zwischen der Grundschicht des Volkes und der schöpferischen Oberschicht ist nirgends so groß wie in Ostfranken.“ Man möchte fragen, worauf eigentlich diese Behauptung sich gründet, und ob Nadler nicht vielleicht anderer Meinung würde, wenn er etwa die Winzerbevölkerung des Maintals aus eigenem Umgang kennenlernte. Auch ist gegenüber dem an geistvoller Schau so reichen Buch in einer Hinsicht eine gewisse Vorsicht am Platze, wenigstens wenn es sich um Leser handelt, die in den zur Erörterung stehenden Fragen nicht sozusagen berufsmäßig zu Hause sind. Nadler schreibt nämlich, wie auch in seinem großen Werk, eine Art poetischen Stils, und so begegnen denn häufig gewisse Uebersteigerungen oder dramatische Formulierungen, die den Unbefangenen verwirren können. Beispielsweise, wenn von der Aufgabe des sächsischen Stammes die Rede ist: „Dieses Amtes, ein germanisches Gegengewicht wider das lateinische Uebermaß der südwestdeutschen Stämme zu bilden, hat Sachsen durch alle Jahrhunderte gewaltet.“ Hier könnte ein Leser zu der Meinung kommen, die südwestdeutschen Stämme, also die Franken, Bayern, Schwaben seien in ihrem Wesen oder gar in ihrer Sprache „latinisiert“, verromert gewesen. Natürlich meint dies Nadler nicht, aber sein dramatischer Ausdruck „das lateinische Uebermaß“ kann irreführen; und so noch in manchen anderen Fällen. Abge-

sehen davon sei jedoch auch angesichts dieses Buches betont, daß Nadlers Auffassung und Gesamtwerk eine ganz neue Note in die herkömmliche, ästhetizistische Art der Schrifttumsbetrachtung eingeführt hat, und daß seine Art, das Beste der Leistungen des deutschen Schrifttums aus Blut und Boden zu erklären, völlig dem Gedanken des Frankenbundes entspricht, so daß wir ihn unbedingt als einen der bedeutendsten Bahnbrecher auch für unser Sondergebiet einzuschätzen und zu begrüßen haben.  
P. S.

Das Kloster Banz in seinen Beziehungen zu den beiden Hochstiften Bamberg und Würzburg unter Abt Johannes Burckhard. Ein Beitrag zur Geschichte der fränkischen Benediktinerklöster von Dr. P. Salecius Heß O.S.B. Selbstverlag Münsterschwarzach am Main. (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. Herausgegeben von der Bayerischen Benediktinerakademie, 10. Ergänzungsheft. München 1935, Kommissionsverlag von Richard Oldenbourg.)

Weicher Franke, wenn er auch nicht gerade Fachmann auf dem Gebiet der Geschichte ist, läse nicht gern etwas über Banz, das am schönsten gelegene fränkische Kloster, das wundervolle Gegenüber des Staffelsbergs und der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen? Doch die vorliegende Studie — Doktorarbeit des Verfassers — ist noch aus anderen Gründen als etwa aus empfindsamer Schwärmerei für schöngelegene, baulich bedeutende Klöster begrüßenswert. Einmal wegen der einleuchtenden Darstellung der Schwierigkeiten und Mängelheiten, zu denen es in früheren Zeiten kommen konnte, wenn es sich um „Condominate“ handelte — und wenn es sich nur um jene auch sonst öfter vorhandene Doppelherrschaft drehte, daß nämlich der eine Herr in geistlichen und der andere in weltlichen Dingen zuständig war; denn der Fürstbischof von Würzburg hatte in Banz das Ordinariat, der von Bamberg aber war Lehensherr. Der andere Grund aber, weshalb wir die vorliegende Untersuchung begrüßenswert nannten, ist die bedeutende Persönlichkeit, um die es sich hier handelt. Es war natürlich nicht Aufgabe des Verfassers, etwa den ganzen Verlauf der Streitigkeiten zwischen den Schwesterbistümern um Banz zu verfolgen, nur das Wichtigste hat er herbeigezogen und behandelt, jenes eben, das für seinen Helden von besonderer Bedeutung war. Dies stellte ja in gewissem Sinn die Tragik im Wirken Johannes Burckhards dar, daß er, bei selbstverständlicher Sinneigung zu dem Bistum, in dem er aufgewachsen war und vorher schon gewirkt hatte, doch nach seinem Amtsantritt in Banz mit ausgeprochenem Gerechtigkeitsgefühl und großartigem Takt den Belangen seiner beiden Herren Rechnung trug — und doch den Räten des Bamberger Bischofs stets verdächtig blieb und

das Bamberger Mißtrauen bis an sein Ende tragen mußte. Trotzdem hat die starke Persönlichkeit des Abtes auch in Bamberg tiefen Eindruck gemacht, eines Mannes, der im Alter von 25 Jahren schon Abt von Münsterschwarzach geworden war, das Kloster aus seinem tiefen wirtschaftlichen Verfall in kurzer Zeit wieder in die Höhe gebracht hatte und dann zu dieser Bürde auch noch die Leitung der beiden Klöster Banz und St. Stephan in Würzburg übernehmen mußte: wahrlich unter den damaligen Verhältnissen keine bequeme Säufung von Prälaturen in einer Hand, sondern eine verdreifachte, ungeheure Arbeitslast, zu deren Bewältigung eben die Kraft eines ungewöhnlichen Menschen gehörte. Die nicht leichte Aufgabe, das von den Mönchen verlassene Kloster Banz wieder zu besetzen und im Innern und Aeußeren herzustellen, leistete Abt Burckhard von 1575 bis 1582. Damit wurde für Banz jene Zeit eingeleitet, in der es als Pflegestätte der Wissenschaft besonderes Ansehen genoß. Es möchte nun freilich mancher Nichtgeschichtsforscher solchen alten Klostergeschichten sehr gleichgültig gegenüberstehen, und man möchte mit dem warmen Hinweis auf einen solchen Abbas infulatus sich vielleicht eine Abfuhr holen wie ich, als ich vor Jahren einen am Stadttheater in Würzburg beschäftigten Schauspieler für einen Besuch des Dom=Innern zu erwärmen suchte mit der Bemerkung, es fänden sich sehr schöne Grabdenkmäler darin, und er erwiderte, daß das „ja doch nur Pfaffen seien“. Nun, für solchen Geschmach hätte der Verfasser der vorliegenden Arbeit auch etwas Schmachhafteres in petto. Sein Johannes Burckhard war ja der Bru-

der eines Georg Burckhard, der, von seinem Onkel mütterlicherseits, Georg Widmann, in der lutherischen Lehre erzogen, Professor und Rektor in Tübingen wurde und den Ruhm hat, der gemeinsame Stammvater von Hölberlin, Uhland, Schelling und Mörike zu sein! Bemerkenswert ist, daß die beiden Brüder, die in ihrem Leben das Auseinanderfallen der deutschen Sippen in die Bekenntnisse sehr anschaulich bekunden, neben sonstigen bedeutenden Geistesgaben die Tüchtigkeit in Geldgeschäften gemeinsam hatten. Ueber dies und über allerlei schwierige geschichtliche und rechtliche Fragen hat der Verfasser gründliche Forschungen angestellt, zu denen er außer einer großen Reihe gedruckter Werke die Staatsarchiv von Bamberg und Würzburg, die Ordinariatsarchive der beiden Städte, das Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und das Klosterarchiv von Münsterschwarzach ausgebeutet hat. Seine an Max Buchner geschulte Methode ist einwandfrei, sein Blick trotz der begreiflichen Verehrung der Geschichte seines Ordens unbefangen, die Darstellung klar, hie und da nicht ohne Humor. Zu einer Einzelheit eine Bemerkung. Von den Glocken, die Abt Johannes für Banz neu anschaffte, kam eine im Schwedenkriege nach „Oßlau“ und dann in die Stadtpfarrkirche zu Eisleb, wo sie sich zusammen mit einer kleineren, ebenfalls aus Banz stammenden Glocke heute noch befindet. Verfasser fügt nun dem Namen Oßlau bei: „— Oßla in Thüringen?“ Nach Lage der Dinge handelt es sich aber um das nur wenige Stunden von Banz entfernte Desslau (bei Koburg), das sich ja auch auf jedem Wege nach Eisleb befindet. P. S.